№ 30 Neue Gartenlaube. 1898

Beilage zum „Danziger Courier“.

Die letzte Beduinenfürstin.

Historischer Roman
nach den Mitteilungen eines alten Beduinen.
Von Erich von Nordeck. [4]

(Fortsetzung.)

Als Werner mit seinen Kameraden in Algier landete, lachte ihnen ein mildblauer Himmel, und malerisch lag die Stadt, terrassenförmig erbaut, vor ihnen. Nach einigen Tagen der Ruhe waren sie aufgebrochen zum Kampf gegen die siegesgewohnten Scharen der Araber.

Wie viele würden aus diesem Kampf zurückkehren, dem schon Tausende zum Opfer gefallen waren.

Gedankenvoll kehrte er zur Hauptwache zurück. Die Nacht wurde gegen Morgen etwas kühler; der Wind wehte frischer; die Soldaten hatten ein kleines Feuer angezündet. In ihren Mantel eingehüllt lagen einige Mannschaften ausgestreckt am Lagerfeuer, andre saßen auf ihrem Tornister oder einem Holzscheit und unterhielten sich mit gedämpfter Stimme.

Der Leutnant setzte sich zu ihnen.

„Ja, ich kenne die Beduinen,“ sagte ein alter Legionär, welcher an dem afrikanischen Feldzuge schon seit Beginn desselben teilgenommen hatte. „Stehen wir ihnen, und besonders den Stämmen der kleinen Sahara gegenüber, so haben wir einen harten Stand, es sind verwegene Gesellen. Zu fassen sind sie nie; man weiß niemals, wo sie sind, und gerade dann, wenn man sie am wenigsten erwartet, brechen sie wie der Blitz aus heiterm Himmel aus den Gebirgen hervor. Wenn ich kommandierender General wäre, ich würde sogar hier die Posten verdoppeln und die Patrouillen verdreifachen, und um diese Zeit würde ich schon aufbrechen lassen. Ich traue dem Araber nicht, und am wenigsten, wenn man sie entfernt wähnt und seit mehreren Tagen nichts von ihnen gehört hat.“ Schweigend hörte die Runde zu.

„Ja, ja, Kayser hat recht,“ bestätigte ein andrer, der ebenfalls schon manch blutigen Strauß mit den Arabern bestanden hatte, dessen Wort. „Und diesmal sollen die ganzen Scharen der Beduinen gegen uns zu Felde gezogen sein und ihr Anführer soll die Rose des Atlas, diese Heilige, sein.



Rast bei der Tabaksernte.

„Ja,“ sagte ein andrer, „ich habe sie einmal gesehen. Es ist ein junges Mädchen, wohl kaum siebzehn Jahre und ein Bild von Schönheit, man würde nicht glauben, daß sie eine Tochter Afrikas ist. Deutschlands Mädchen können keinen zarteren, edleren Teint haben. Und ich hätte es nicht fertig gebracht auf sie zu schießen, ich hätte es nicht vergessen können, zeitlebens hätte mich ein Selbstmord gedrückt. Reiten kann sie wie ein Teufel und treffen wie ein Freischütz.“

Einige Minuten herrschte tiefes Schweigen in der Runde.

„Sage, Kayser,“ hub der zweite Sprecher wieder an, „was hat das für eine Bewandtnis mit dem weißen Kamel, das Du heut erwähntest.“

„Das weiße Kamel, ja, ja,“ seufzte dieser nachdenklich.

„Erzählen.“

„Was soll ich erzählen?“

„Was Du davon weißt.“

„Vom weißen Kamel weiß niemand etwas. Noch niemand hat es gesehen, und wer es gesehen, war, noch ehe die Sonne blutigrot am Rande des Horizonts emporstieg, eine Leiche.“

„Kayser weiß mehr davon, wie er sagen will,“ sagte der erstere.

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen, und das weiße Kamel ist schlimmer wie der Teufel. Auch die Araber fürchten es. Meist erscheint es in mondheller Nacht. Gespensterhaft kommt es über die Ebene und schreitet drohend langsam auf den Posten zu, dessen Glieder vor Schreck gelähmt sind; er kann keinen Laut hervorbringen, ist selbst nicht mehr im stande, sein Gewehr abzudrücken, um die Kameraden zu benachrichtigen. Wie von Geistermacht an den Platz gebannt, ist er unrettbar verloren. Das weiße Kamel rührt niemand an, sein Blick tötet. Die Ablösung kommt und findet den Soldaten tot am Platze

mit krampfhaft verzerrten Zügen. Weit und breit ist nichts zu sehen, und selbst die benachbarten Posten haben in den seltensten Fällen etwas bemerkt. Oft findet man auch die Opfer bis an den Leib im Flugsand versunken, aber stets haben sie die Hände geballt und in den Augen den starren Blick, den Feuerblick des weißen Kamels, wie ihn die Araber nennen."

„Hast Du das weiße Kamel schon gesehen," fragte der Leutnant.

Einen Augenblick bewahrte Kayser tiefes Schweigen, als wenn er sich das Erlebnis ins Gedächtnis zurückrufen wolle.

„Ja," entgegnete er langsam, „es war die schrecklichste Stunde meines Lebens."

„Erzählen, bitte."

Die Soldaten rückten näher und alle lauschten gespannt seinen Worten.

„Ihr wißt," begann Kayser nach einer kleinen Pause, daß ich gewiß nicht feige bin und nicht den Tod fürchte, dem ich schon in mannigfacher Gestalt ins Auge geschaut und an mich habe herantreten sehen. Ich habe nichts zu verlieren, mein Leben dünkt mir gering, Eltern und Geschwister habe ich nicht kennen gelernt, sie sind schon lange tot. Unter fremden Menschen aufgewachsen, habe ich kein liebendes Herz, keine mitfühlende Seele kennen gelernt.

Der Drang nach Abenteuern trieb mich hinaus. Ich verkaufte mein Leben an Frankreich, denn, wenn auch Straßburg, die schöne Stadt am Rhein, sowie ganz Elsaß zu Frankreich gehören, sind wir doch deutsch gesinnt. Elsaß ist und bleibt ein deutsches Land und dort kommt auch einmal die Zeit, in der das deutsche Reichspanier von den Zinnen des Münsters weht. Trotzdem halte ich meinen Schwur, den ich der französischen Fahne geleistet und erfülle meine Soldatenpflicht, bis auch mich das mordende Blei oder ein Lanzenstich der Araber dahinstrecken wird; auch ich werde meine Gebeine auf Algiers Boden lassen.

Von den tausend Mann unsres Bataillons, welches vor nunmehr elf Jahren den Sturm auf Algier unternahm, sind nur noch wenige am Leben. In den elf Jahren sind sie alle, einer nach dem andern, dahingegangen zur großen Armee. In der ersten Zeit merkten wir nicht so sehr den Verlust, den der Tod in unsre Reihen brachte. Mit Bestürzung zählten wir einmal, als nach mehreren Jahren Apell der Algierstämme gehalten wurde, nur kaum hundert Mann. Und dann schmolz auch diese kleine Schar zusammen. Neue Menschenmassen kamen und wir wurden auf unser bitten in eine Kompanie vereinigt. So viel ich weiß, sind Collon, Eckert und ich die letzten jener großen Schar.

Lange Zeit sind wir immer noch unsrer neun gewesen. Unter ihnen befand sich auch Wilhelm, wie wir ihn nannten, ein geborener Berliner und eine alte ehrliche Haut, seit Jahren mein Zeltkollege.

Dann kam jener große Zug nach dem Süden, auf dem wir die Araber vor uns hertrieben wie eine Herde. Wir drangen in die Wälder ein, die oft meilenweit in Flammen standen, überschritten das Kabylengebirge und kamen nach mühseligen Märschen an die Skotts. Diese wurden umgangen und nach einigen Tagen sahen wir zum erstenmal die Wüste Sahara vor unsern Augen ausgebreitet.

Ich will Euch hier nicht von den Grausamkeiten der Riffkabylen erzählen, noch von den Beduinen und Tuaregs der Wüste; ihre Kühnheit und Verwegenheit haben wir kennen gelernt, und so mancher hat sein Leben zum Pfande gelassen. Und diesmal sind die ganzen Scharen bis hierher gekommen; wir werden noch mit ihnen zu schaffen haben.

Genug. Kühn und verwegen drangen wir in die Wüste vorwärts. Es war eine Tollkühnheit. Wir wußten weder Pfad noch Wege und marschierten aufs Geratewohl, wo wir nur glaubten Araber erblickt zu haben; und diese ließen uns keine Ruhe. Ich glaube, von uns allen hatte noch keiner jemals vorher eine Wüste gesehen. Soll ich sie Euch beschreiben die Gefahren der Sahara? Als wir von dem Höhenzug südlich herabstiegen, dehnte sich vor uns, ein endloses Sandmeer. Wir freuten uns das Gebirge hinter uns zu haben; aus Klüften und Höhen brachen die Araber hervor, auf Pfaden, kaum so breit, daß zwei Mann neben einander gehen konnten, wurden wir von ihnen überfallen.

Wir hatten uns umsonst gefreut. So weit das Auge reichte, sahen wir weiter nichts als Himmel und Sand und Sand und Himmel. Die Sonne brannte von oben und der Sand von unten. Der aufgewirbelte, glühend heiße feine Staub drang durch die Kleider in alle Poren und verursachte auf dem Körper ein entsetzlich prickelndes Gefühl, er verband sich mit dem Schweiße zu einer glühenden, brennenden Sandkruste. In den Augen verspürten wir bald ein entsetzliches Brennen und Stechen, und konnten dieselben kaum öffnen, um uns her flimmerte alles im Kreise. Und die unendliche Sandebene, in der wir uns langsam vorwärts schleppten, blieb sich immer gleich, eintönig und tot. Nirgends winkte eine Oase, nirgends ein grüner Baum, grau, zitternd war das Sandmeer; grau, zitternd Luft und Himmel.

Zwei Tage waren wir schon von den Bergen her unterwegs, ohne auch nur einen Tümpel, geschweige denn eine Oase zu finden. Die Araber waren spurlos verschwunden; wohl glaubten wir hin und wieder am Horizont eine leichte Staubwolke zu sehen, die von einem Reiter hätte herrühren können; ebenso gut konnten wir uns auch getäuscht haben und dieselbe von einem Wirbelwind aufgetürmt sein. Die Beduinen wußten sehr genau, daß die Wüste uns vernichten würde und vertrauten nicht mit Unrecht auf diesen, für uns so gefährlichen Bundesgenossen. Was nützten uns jetzt unsre Lebensmittel, die wir mit uns trugen, wenn wir nicht kochen konnten.

Hunger hatte niemand, Durst, Durst, brennenden Durst, das war der Dämon, der uns alle quälte. Langsam, mit Aufbietung aller Kräfte schleppten wir uns vorwärts. Holz hatten wir zur Genüge, jeder hatte sich wie ein Packesel damit beladen, aber das Wasser hatten wir in den zwei Tagen bis auf den letzten Tropfen verbraucht. Viele litten unendlich unter dem brennenden Durst, denn auch die Lebensmittel gaben keine Erfrischung, diese waren zusammengetrocknet und ausgedörrt und unsre Kehlen glichen alten Lederschläuchen.

Plötzlich sahen wir den Rand eines Flusses, alles stürzte darauf zu. Thorheit hier was zu wähnen. Er war vollständig ausgetrocknet und mit einer an Verzweiflung grenzenden Wut wühlten wir mit Zeltstöcken und Bajonetten in dem weißen, trockenen Sande des Flußbettes, vielleicht lagerte etwas tiefer noch etwas feuchter Sand, umsonst; nicht das geringste Anzeichen von Feuchtigkeit ist zu entdecken. Selbst daß wir mehrere Kilometer im Flußbett marschierten, war vergebens, von Wasser war auch nicht die geringste Spur. Durch den Gedanken, daß hier vielleicht noch vor wenigen Stunden Wasser geflossen, wurde der Durst nur um so fühlbarer.

Wir verlassen das Flußbett und wenden uns nach Osten.

Plötzlich jauchzt alles auf.

„Wasser, Wasser!" so hallt es von Mund zu Mund und ein Freudentaumel bemächtigt sich aller.

Dort, nur wenige Kilometer von uns, liegt die so lang ersehnte Oase. Die herrlichen Dattel- und Palmenbäume, das Grün der duftenden Kräuter, sogar das klare helltröpfelnde Wasser sind deutlich zu erkennen.

Mit erneutem Mut und von frischer Hoffnung beseelt, eilt alles vorwärts. Es ist kein Zweifel, die Umrisse der Bäume, der Sträucher sind genau zu unterscheiden und in wenigen Stunden müssen wir die errettende Oase erreicht haben.

Aller Durst ist vergessen, alle Müdigkeit und Mattigkeit verschwunden, und vorwärts, vorwärts ist die Losung, um so schnell wie möglich die ausgetrocknete Kehle an dem labenden Naß zu erquicken. Gewöhnlich marschieren wir doch nur abends und morgens, um während der größten Tageshitze zu ruhen. Niemand achtet der Strahlen der glühenden Mittagssonne und rüstig geht es weiter.

Aber die Stunden vergehen, und der Oase ist man um keinen Schritt näher gekommen. Die Sonne hat schon längst den Zenith überschritten und sinkt immer tiefer im Westen; die Oase ist nicht zu erreichen, sie scheint sich mit uns im gleichen Schritt vorwärts zu bewegen.

Die Nacht sinkt hernieder und wir müssen notgedrungen Halt machen, nachdem wir fast siebzehn Stunden ununterbrochen im heißen Wüstensand und in der glühendsten Sonnenhitze marschiert waren. Und dabei hatten wir seit zwei Tagen nichts gegessen und seit sechsunddreißig Stunden keinen Tropfen Wasser im Munde gehabt.

Am nächsten Morgen wird schon um zwei Uhr aufgebrochen, um den Quell womöglich noch vor der größten Tageshitze zu erreichen; still und schweigsam marschierten wir mehrere Stunden; einer Geisterkarawane gleich ziehen wir dahin; die Sterne glitzerten und von fern schien Löwengebrüll zu uns herüber zu hallen. Stunden vergehen, es wird Tag und mit Schnelligkeit steigt die Glutkugel, als solche erscheint uns die Sonne, am wolkenlosen Firmament empor. Bald sahen wir auch dieselbe Oase wie gestern, aber ebensowenig wie gestern ist sie heut zu erreichen. Der Anblick dieses klaren, hellsprudelnden Wassers, das in nächster Nähe so deutlich zu sehen ist und doch unerreichbar erscheint, erregt wahre Tantalusqualen.

Vergebens starrt man sich mit schweißerfüllten Augen an, ob nicht noch jemand glücklicher Besitzer eines Tropfen Wassers sei, ein wahnsinniger Gedanke in diesem Augenblick. Wie viele unsrer Kameraden ermattet dahinsanken, um sich nie wieder zu erheben, ich weiß es nicht. Man achtete bald nicht mehr darauf, man wünschte selbst den Tod herbei und beneidete bald diejenigen, die ihn gefunden. So manche Gebeine mögen noch heut dort in der Wüstensonne bleichen.

Plötzlich macht sich am südlichen Horizont vor uns ein kleiner dunkler Punkt bemerkbar, der sich mit Schnelligkeit vergrößert. Es ist eine Staubwolke; sind es Reiter, Beduinen, die uns aufgelauert haben, um diesen Augenblick höchster Entkräftung bei uns zu benutzen, uns für immer zu vernichten?

Nein, das waren keine Reiter, das war Schrecklicheres — ein Samum.

Mit rasender Schnelligkeit schwillt die Staubwolke auf. Ein seltsames Getöse, ein Zischen, Sausen und dumpfes Rollen, gleich einem fernen Donner läßt sich vernehmen. Die Luft ist drückender, heißer als zuvor, eine beängstigende, beklemmende Windstille herrscht und droht Menschen und Tiere zu ersticken. Pferde und Kamele heben ängstlich die Nüstern in die Höhe und beben am ganzen Körper. Die Sonne nimmt eine ganz seltsame, rötliche Färbung an, als ob sie nahes, drohendes Unheil verkünde. Eine feine Staubwolke überzieht die Ebene, einige heftige Windstöße, gleich prüfenden Vorboten einer dunklen, fürchterlichen Naturmacht, brausen daher und berauben uns den Atem. Der Himmel hat in wenigen Minuten seine Farbe geändert, er sieht ganz schwarzgrau aus und ein unheimliches Dunkel hüllt die Gegend ein. Wir haben kaum Zeit, uns zu wenden, auf den Boden zu werfen und den Kopf in den Sand zu graben, so jagt auch schon ein heulender, sausender Wirbelwind über die Ebene, ungeheure Sandberge aufwühlend, alles, was ihn in seinem rasenden, todbringenden Lauf aufhalten will, unbarmherzig vernichtend.

Sandberge scheinen über unsre Häupter hinwegzubrausen. Niemand weiß etwas von seinem Nachbar: werden wir verschüttet werden, um hier, wie schon Tausende vor uns, im heißen Wüstensande begraben, unsern Tod zu finden; ein bange Frage, die wohl in diesem Augenblick alle gleich bewegt.

Bange, angstvolle Minuten verstrichen, die mir eine Ewigkeit dünken; ich höre nicht mehr das Brausen des Sturmes und suche den Kopf zu erheben. Vergebens; es gelingt mir nicht. Ich bin lebendig begraben. Die Angst, die Verzweiflung, die mich erfaßt, scheint mir Riesenkräfte zu verleihen, ich arbeite mit den Händen und endlich scheint es mir, als ob ich dieselben bergen könnte. Ich strenge alle Kräfte an, und es gelingt mir, den Kopf zu erheben.

Ich schaue erstaunt umher. Der Samum ist vorüber; die Sonne schaut etwas trübe vom Himmel hernieder; der leise Lufthauch, welcher weht, ist heiß und trocken. Leichter Flugsand bedeckt die Gegend, soweit das



Die Kathedrale in Havanna.

Auge reicht. Hier und da erhebt sich einer nach dem andern; und eifrig machen wir uns ans Werk, unsre Kameraden zu befreien.

Wie viele wir wieder erstanden, wir haben nicht gezählt. Zurück ging es zu den Bergen auf einem andern Wege, wie wir gekommen; vielleicht stieß man auf einen Fluß oder Oase. Unser Marsch war vergebens, die Wüste gebot uns ein entschiedenes Halt.

Müde und matt marschieren wir dahin, und endlich, als die Sonne schon eine geraume Zeit verschwunden war, wird Halt gemacht. Die Zelte werden aufgeschlagen und ermattet, dem Tode nahe, diesen herbeiwünschend, wirft sich alles nieder.

Unsre Kompanie hatte den Wachtdienst; Wilhelm und ich standen auf Doppelposten. Woher sollte jetzt Gefahr drohen; die Araber mußten dem Samum ebensogut weichen, wie wir. Die Ablösung kam, und wir warfen uns hin, Gewehr im Arm, ohne Ruhe zu finden; der brennende Durst peinigt uns bis fast zur Raserei und läßt uns nicht den ersehnten Schlaf finden. Es wird drei Uhr, und ich ziehe wieder auf Posten, Wilhelm steht schon seit einer Stunde.

Langsam schleicht die Zeit dahin. Kein Lüftchen bewegt sich; die Nachtluft ist glühend heiß, und der Durst wird zur Höllenqual. Die Sterne glitzern im vollen Glanz, der Mond sendet sein fahles Licht zur Erde hernieder und erleuchtet geisterhaft den grauweißen Wüstensand. Kein Wölkchen ist am Himmel; es ist eine klare mondhelle Nacht und die Aussicht ist daher eine sehr gute. Nur ist vor uns alles so eintönig; die Augen ermüden; der graue Wüstensand scheint sich ins Unendliche zu verlieren.

Nichts, auch nichts, was diese grausige Ruhe unterbrochen hätte. Wie ein Alp liegt es auf meiner Brust, drohend Unheil verkündend. Die Augen werden immer schwerer, wie Blei scheint es in den Lidern zu liegen, und mit verzweifelter Anstrengung versuche ich sie offen zu halten. Es ist mir kaum möglich, ich sehe fast gar nichts mehr. Der Durst, der Durst ist schrecklich. Ich höre verzweifelte Töne. Ich reiße die Augen weit auf und schaue zu Wilhelm hinüber, beim fahlen Mondschein sehe ich dessen verzerrtes Gesicht. Einer Statue gleich, steht er, auf sein Gewehr gelehnt, regungslos und starrt wie geistesabwesend in die Wüste hinaus.

Angstgefühl erfaßt mich; ich wende die Augen und fühle meine Glieder erlahmen.

Das weiße Kamel kam dort lautlos über das Sandmeer, wie daher geweht, seine großen blutroten Augen gleichen zwei feurigen Kugeln; den gewaltigen Nüstern scheinen Feuerströme zu entsprühen. (Forts. folgt.)



Zu unsern Bildern.

Havanna. Noch immer rechtfertigt der in diesem herrlichen Landen wachsende Tabak seinen Ruf, das Beste zu sein, was darin die Erde hervorbringt. Mit großer Sorgfalt werden die Pflanzen auch dort behandelt und während der Ernte den Zwecken entsprechend berechnend ausgesucht. In den Arbeitspausen finden die Arbeiter unter den Baumriesen (siehe Seite 13) Schutz vor der versengenden Sonnenglut. Seltsam erscheint dem Besucher, der von New-York nach Havanna kommt, der Unterschied zwischen dem rastlosen Treiben der Wallstreet, den „Himmelkratzern" des Broadway und andrerseits der orientalischen Erscheinung dieser einstöckigen, oft vernachlässigten Häuser des Hafenviertels mit ihren vergitterten Fenstern. Ueberall findet sich die spanische Bauart, die auf die Straßenfront wenig Wert legt und die Architektur mehr in den Hof verlegt, auf den die Gemächer münden und der mit seinen Marmorfliesen, Springbrunnen, Bäumen und Blumen, von einem Sonnensegel überspannt, den Hauptaufenthalt der Familie bildet. Im Innern der Stadt werden die Bauten auch nach außen reicher und vornehmer, wie solches unser Bild auf Seite 15 beweist. Hier finden wir die Kathedrale, welche die Gebeine Christoph Columbus' birgt, ebenso der Capitania General an der Plaza de Armas, dem Hauptquartier der kommandierenden spanischen Generale, wie Martinez Campos, General Weyler und jetzt Marschall Blanco. Die schönen Villenviertel Havannas liegen in der Nähe der See, auf den Höhen von Cerro. Hier finden sich herrliche Bauten inmitten paradiesischer Gärten, mit einem weitem Rundblick auf die Stadt und das offene Meer.

Ernst und Scherz.

Bemalte Totenschädel aus Oesterreich. Eine Sitte, die man sonst nur bei Naturvölkern, wie zum Beispiel den Melanesiern, antrifft, fand Professor Zuckerkandl auch in Oberösterreich, Salzburg, Kärnten und Tirol, nämlich die Bemalung von Schädeln verstorbener Verwandten. Wegen des geringen Raumes der meisten ländlichen Friedhöfe jener Gegenden müssen etwa alle acht bis zehn Jahre, Umgrabungen derselben erfolgen, wobei die bevorstehende Bloßlegung der Skelett-Teile den überlebenden Verwandten gewöhnlich vorher angesagt wird, damit sie für die Beisetzung der Knochen im Beinhause Sorge tragen können und bei diesem Anlaß wird manchmal der Schädel vom Ortstischler mit verschiedenen Zierarten und Emblemen bemalt. Am häufigsten ist dabei der Blumen- oder Rosenkranz, ganz im Stil der Alpenmarterln. Ein häufiges Motiv ist auch die Schlange, die sich um den Schädel windet und gewöhnlich als aus einer Augenhöhle kriechend dargestellt wird; diese Schlange ist als ein Sinnbild des Todes aufzufassen. In andern Fällen wieder ist der Name des Toten in farbigen Buchstaben aufgemalt. Eine eigenartige Bemalung entdeckte Zuckerkandl in den Beinhäusern von Maria-Wörth in Kärnten und Adriach in Steiermark. In jedem dieser Knochenhäuser fand sich ein Schädel, der ganz mit Zahlen beschrieben war, die sich streng an die Nummern eins bis neunzig hielten. Es ist danach höchst wahrscheinlich, daß es Lotterienummern sind, die man in abergläubischer Hoffnung, daß sie dann gezogen werden würden, auf den Schädel schrieb.

Ertappt. Mann: „Liebes Kind, falls ich heute durch dringende Geschäfte verhindert werde, zu Tisch zu kommen, sende ich Dir eine Depesche." Frau: „Um Dir Mühe und Kosten zu ersparen, hab ich mir bereits die Depesche aus der Tasche Deines Ueberziehers genommen."

Civilehe bei den Kosaken. In einem Artikel über althergebrachte Sitten und Gebräuche unter den donischen Kosaken bezeichnet „Donsk. Gas." unter andern auch die Civilehe als längst unter den Kosaken üblich. Die Ueberlieferung besagt: Wenn Bräutigam und Braut behufs Eingehung der Ehe mit einander einig geworden waren, so traten sie zusammen vor das auf dem Platz versammelte Volk, beteten zu Gott, verneigten sich nach allen Seiten und sprach der Bräutigam, indem er seine Braut bei Namen nannte zu dieser: „Du sei meine Frau". Die Braut that darauf einen Fußfall vor ihm, nannte ihn bei seinem Namen und sagte: „Du aber sei mein Mann." Die neuen Gatten küßten sich darauf, nahmen von der ganzen Versammlung Glückwünsche entgegen, und damit war die Feierlichkeit zu Ende. Auch die Ehescheidung war unter den Kosaken üblich und zwar nach folgenden Brauch: Der Mann führte seine Frau vor das versammelte Volk und sprach: „Tapfere Ataman, sie war mir dienstwillig und treu, jetzt ist sie nicht mehr meine Frau und ich bin nicht mehr ihr Mann!" Die also abgeschiedene Frau konnte sich dort vor der Versammlung wiederum vermählen, indem der, welcher sie liebte, sie zum Zeichen der Wiederherstellung der Ehe mit dem Schoße seines Gewandes bedecken mußte und Beide darauf ihre Vermählung unter oben beschriebener Feierlichkeit in alter Weise begehen konnten.

Heiratslotterie. In Kingston, N.-Y., sind neuerdings wieder sogenannte „Eierpartien" in Mode gekommen, die sehr unterhaltend sind. Jede Dame bringt zu einem solchen Fest ein Ei mit, auf welchem ihr voller Name geschrieben ist. Die Eier werden dann alle in einen Sack gethan und jeder junge Mann muß in diesen Sack greifen und blindlings ein Ei herausholen. Er hat nun diejenige Dame, deren Name er auf solche Art gezogen hat, nach Hause zu begleiten. Natürlich giebt es dabei viel unverhofften Spaß und mitunter auch „a bissel" Aerger.

Zärtliche Gatten. „Wie, Ihre Frau lebt in Amerika und Sie in Deutschland?" „Ja, und da hocken m'r noch zu nah' auseinander!"

Original-Vexierbild.

(Gesetz vom 11./IV. 70.)



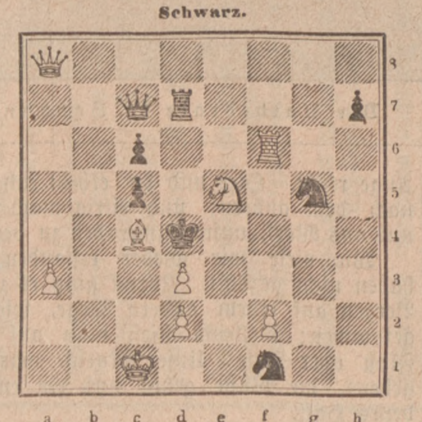
„Hier angelte doch eben Jemand ?!"

(Erklärung folgt in nächster Nummer.)

Ueberboten. Leutnant A.: „Fahre jetzt öfter nach Epernay, blos um Sekt an der Quelle zu trinken." B.: „Ist gar nichts. Neulich Rheuma gespürt, sofort nach Madrid gefahren, blos um echte spanische Fliege auflegen zu lassen."

Schach-Aufgabe v. M. Ehrenstein, Prellenkirchen.

Schwarz.



Weiss. (9 + 8 = 17)

Weiß zieht und setzt in zwei Zügen matt.

(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Billige Schmeichelei. Frau A.: „Ich sehe in meinen alten Kleidern immer am besten aus." Frau B.: „Wer sagt denn das?" Frau A.: „Mein Mann!"

Gedankensplitter. Ein Jeder empfindet das Glück nach seiner Art; aber das wahre Glück im Leben empfindet man nicht als „Glück".

Dreisilbige Scharade.

Die ersten Beiden gar zu schnell entschwinden
Und nimmer sind sie wieder noch zu sehn,
Die Dritte laß für diese Dir sich binden,
Dann weißt Du später immer, was gescheh'n.

Buchstabenrätsel von P. R.

Es ist in letzter Scheidegruß
Mein winzig kleines Wort;
Doch giebst Du ihm noch einen Fuß
So wird's ein Hafenort.

Verstellrätsel.

Den Magen hatt' am Feuerwein
Aus Rätselwort ich mir verdorben
Und, um zu enden meine Pein,
Mich schnell um Arztes Rat beworben,
Der hat verändert einen Laut,
Ein h dazu — das Wort befohlen.
Das hört' ich kopflos. „Herr mir graut,"
Sagt ich dem Arzte unverhohlen.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:

der dreisilbigen Scharade: **Krähwinkel**; des Rätsels: **Gebiete, gebiete**; des Zahlenrätsels: **Kamerun** (Raum, Kern, Mark, Mauer, Mauern.)

Verantwortlicher Redacteur **W. Herrmann**, Berlin-Steglitz.
Druck und Verlag von
Ihring & Fahrenholtz, Berlin S. 42, Prinzenstr. 86.